

Flecken auf der Ehre.

Roman von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

„Geben Sie mir die genaue Adresse des jungen Mannes," sagte der Prokurist zu dem Kapitän.

„Kehrwieder 27 — Sahl vier — beim Matrosen Hinrich Petersen — es ist nicht zu verfehlen."

Hugo Seefeld machte sich die entsprechende Notiz in seinem Taschenbuche.

„Natürlich werden Sie gegen Jedermann das strengste Stillschweigen über den Fall beobachten, sich auch nicht etwa mit dem Grafen Westernhagen auf Rambow in irgend welche Verbindung setzen. Was in der Sache zu thun ist, wird ausschließlich durch mich geschehen — sind Sie damit einverstanden?"

In wahrer Herzensfreude streckte ihm der Kapitän seine harte braune Hand entgegen, welche des Prokuristen weiße Finger indessen nur sehr flüchtig berührten.

„Gewiß bin ich einverstanden, Herr Seefeld! Vergelt's Ihnen Gott, was Sie an dem armen Burschen thun!"

„Und damit wären wir wohl für jetzt zu Ende, Kapitän Fokke, es sei denn, daß Sie die Absicht haben, wegen der angeblichen Seeuntüchtigkeit der ‚Elvira' wirklich die Führung des Schiffes niederzulegen und damit aus den Diensten der Firma auszuscheiden."

Der Seemann rieb seinen kurzen, borstigen Bart, daß es ein rasselndes Geräusch gab.

„Na, nichts für ungut, Herr Seefeld," sagte er nach einer Weile, „es ist zwar das schlechteste Schiff, das ich jemals unter den Füßen gehabt habe; aber wenn es bis heute gehalten hat, wird es mit Gottes Hilfe wohl auch noch weiter zusammenhalten. Stehen Sie zu mir, so steh' ich auch zu Ihnen — mag es gut oder schlecht gehen — ich bleibe."

„Also adieu, Kapitän Fokke! Sie sprechen morgen wohl noch einmal hier bei mir vor."

Mit seinem dröhnenden Seemannsschritt verließ der Kapitän das Komptoir; aber als er an dem Pult des Buchhalters Marschner vorüberkam, konnte er sich's nicht versagen,

Prinz Johann Georg von Sachsen und seine Gemahlin Prinzessin Maria Isabelle, geb. Herzogin von Württemberg. (S. 172)

gegen diesen, mit dem er seit Jahren bekannt war, seinem Herzen Luft zu machen.

„Es mag nun sein, wie es will, Ihr Herr Seefeld ist doch ein prächtiger Mensch," sagte er, mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem abgesonderten Raume deutend, „und ein weiches Herz hat er, wenn man auch manchmal nicht recht klug aus ihm werden kann — ja, ja, Herr Marschner, Ehre, dem Ehre gebührt."

Der alte Mann, dem man den kurzen Urlaub zur Hochzeit seines Sohnes verweigert hatte, starrte dem Kapitän mit weitgeöffneten Augen nach.

„Kein Zweifel," murmelte er, „er ist verrückt oder betrunken."

8.

In früher Abendstunde desselben Tages schritt der Prokurist der Firma Ottendorf & Comp. langsam an der unansehnlichen Reihe häßlicher alter Häuser dahin, welche die Straße „Kehrwieder" bildeten.

Es war in der Dämmerung nicht ganz leicht, das rechte Haus zu finden; aber Seefeld verschmähte es trotzdem, sich an eine der weiblichen Gestalten, die da müßig vor den Thüren standen, mit einer Frage zu wenden. Er war gewöhnt, sich auf sich selbst zu verlassen, und so gelangte er denn auch diesmal richtig in den schmalen, winkligen Hof, welcher die Nummer 27 führte. Er zählte die Thüren in den uralten, windschiefen Seitengebäuden, und klomm, nachdem er in die vierte derselben eingetreten war, die steile, beinahe senkrechte Stiege empor, die ohne Absatz nach dem ersten Stockwerk führte.

Von wie eleganter Leichtigkeit sein Schritt auch immer sein mochte, die Stufen dieser ehrwürdigen Treppe knarrten doch so gewaltig unter ihm, daß sich seine Annäherung oben auch ohne Klopfen und Klingelzeichen verrieth. Eine weibliche Gestalt neigte sich über das wackelnde Geländer und fragte: „Wünschen Sie zu Frau Malwine Petersen?"

„Allerdings; vorausgesetzt, daß diese Frau Malwine die Gattin des Matrosen Hinrich Petersen ist. Ich bin gekommen, mich nach einem Kranken umzusehen, der sich unter ihrer Obhut befindet. Ist es möglich, denselben zu sprechen?"

„Freilich! Mein Mann ist eben bei ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der arme junge Mensch ist ja so elend und verlassen."

Den einen der drei Räume, aus welchen die Wohnung bestand, betrat man unmittelbar von der steilen Treppe her; diensteifrig öffnete die Frau die schmale Thür, und Hugo Seefeld überschritt die Schwelle einer kleinen, engen Kammer, von deren Inhalt er freilich auf den ersten Blick wenig oder gar nichts zu erkennen vermochte. Ein graublauer Qualm, dicht und undurchdringlich wie der schlimmste Hamburger Herbstnebel, erfüllte den niedrigen Raum, und die Atmosphäre war von einer so beizenden Schärfe, daß der elegante Besucher einen heftigen Hustenreiz verspürte. Erst als die Frau ein paarmal mit ihrer Küchenschürze um sich geschlagen hatte, begann sich der undurchdichtige Schleier ein wenig zu lichten.

„Das ist Jemand, der Herrn Hagen sprechen will, Hinrich," sagte sie; „komm heraus, denn für Drei ist's hier drinnen doch zu enge."

Und diese Besorgniß war in der That eine wohlbegründete. So schmal und bescheiden die eiserne Feldbettstelle an der einen Wand des Kämmerchens sich auch ausnahm, sie ließ trotzdem kaum Raum genug für ein kleines Nachttischchen und für den hölzernen Schemel, von welchem sich jetzt mit echt seemännischer Schwerfälligkeit die breitschulterige Gestalt des Matrosen Hinrich Petersen erhob. Er hatte da im bequemen Hausanzuge, das heißt in Weste und Hemdärmeln, gesessen, den Tabaksbeutel zwischen den Knieen und die kurze Thonpfeife, aus der noch immer neue, übelduftende, beizende Rauchwolken wirbelten, im Munde. Ein breites, gutmüthiges Grinsen verzog sein ehrliches Gesicht, als er des Fremden ansichtig wurde; er nickte ihm statt des Grußes vertraulich zu und wandte sich dann noch einmal nach dem Bette zurück: „Damit ist die Geschichte so ziemlich aus, und das Andere, wie uns 'mal auf der Fahrt nach den Antillen die ganze Besatzung an den Blattern gestorben ist, so daß ich allein mit einem Schiffsjungen und dem schwarzen Koch übrig geblieben bin, das erzähle ich Ihnen morgen — es ist auch eine ganz famose Geschichte."

Und geräuschvoll stampfte er hinaus, eine erstickende Dampfwolke hinter sich lassend und mit der zufriedenen Miene eines Mannes, der das Bewußtsein im Herzen trägt, gleich dem barmherzigen Samariter gehandelt zu haben.

Als sich die Thür hinter dem Ehepaar geschlossen hatte, ging Seefeld ohne Weiteres zum Fenster und machte die verquollenen Riegel desselben mit einiger Mühe auf, so daß ein frischer Lufthauch durch die raucherfüllte Kammer strömte.

„Entschuldigen Sie diese Eigenmächtigkeit, mein Herr," sagte er höflich, „aber in solcher Luft müssen Sie ja ersticken. Sie hätten sich dieser angenehmen Gesellschaft im Interesse Ihrer Gesundheit viel früher entledigen sollen."

Er setzte sich auf den verlassenen Schemel und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit das abgezehrte, blasse Gesicht des Kranken, das trotz seiner schmalen Wangen und seiner tiefliegenden Augen noch immer schön zu nennen war, und dessen feine, aristokratische Züge auch die schwersten seelischen und körperlichen Leiden nicht zu entstellen vermocht hatten.

Mit einem Lächeln, das flüchtig wie ein rasch erlöschender Sonnenstrahl über sein Antlitz huschte, gab der Angeredete zurück: „Wenn man eine Aeußerung freundlicher Nächstenliebe so lange und so schmerzlich entbehrt hat, wie ich, legt man kein Gewicht mehr auf die Form, in welcher sie sich offenbart. Dieser wackere Mann, der die Seinigen monatelang nicht gesehen hat, und der sie vielleicht schon in wenigen Tagen wieder verlassen muß, versagt sich das Vergnügen, bei ihnen zu weilen, nur um einem wildfremden Menschen, den er krank und einsam weiß, Trost und Zerstreuung zu gewähren. Soll ich seine hochherzige Absicht zurückweisen, nur weil er schlechteren Tabak raucht und fürchterlichere Geschichten erzählt, als es meinen kranken Nerven vielleicht zuträglich ist?"

Herr Hugo Seefeld verzog ein wenig die Lippen. Er hatte nun einmal kein Verständniß für solche Sentimentalitäten; aber er wollte ebensowenig mit einer Erörterung so nebensächlicher Dinge die Zeit vergeuden.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig für meinen Besuch," sagte er, den Gegenstand fallen lassend. „Kapitän Fokke von der ‚Elvira' hat mich, als den Vertreter seiner Rhederei, pflichtgemäß von dem Vorgefallenen unterrichtet."

Das blasse Gesicht des jungen Mannes nahm einen unruhigen Charakter an, und in seinen fieberisch glänzenden Augen flackerte es angstvoll auf.

„Er hat Sie von Allem unterrichtet?" fragte er leise.

Seefeld hatte niemals sanfter und gütiger ausgesehen, als in diesem Augenblick.

„Allerdings," bestätigte er, „von Allem. Sie haben uns da, wenn ich ganz ehrlich sein soll, in eine nicht geringe Verlegenheit gebracht, mein Herr."

Die krankhafte Gluth in den dunklen Augen des Andern begann zu verlöschen. Wer seinen Vorwürfen eine so milde und schonende Form zu geben wußte, dessen Herz konnte nicht unzugänglich sein für Mitleid und Erbarmen.

„Ich glaubte ja nicht, daß ich das Land noch einmal sehen würde," sagte er wie zu seiner Entschuldigung, „und ich gebe Ihnen die Versicherung, mein Herr, daß es bald genug mit mir zu Ende sein wird. Ueben Sie darum Barmherzigkeit und liefern Sie mich nicht erst an die Polizei und die Gerichte aus. Es wäre eine überflüssige Grausamkeit; weniger gegen mich, denn ich glaube nicht, daß mein Schicksal sich noch um Vieles verschlechtern könnte, als gegen meine unschuldigen Angehörigen, deren Name durch mich ohnehin nur zu sehr befleckt worden ist."

Der Prokurist sah nachdenklich vor sich hin.

„Wäre es nicht das Einfachste, diese Angehörigen von Ihrer Rückkehr zu benachrichtigen; sie werden doch gewiß gern bereit sein, die weitere Sorge für Sie zu übernehmen."

Der Kranke richtete sich mit Anstrengung in eine sitzende Stellung empor und erfaßte mit angstvollem Druck den Arm seines Besuchers.

„Nur das nicht," flehte er, „lieber alles Andere — lieber das Allerschlimmste! Mein Vater würde dem Todten vielleicht verzeihen — dem Lebenden immermehr!"

„Aber versprachen Sie denn nicht dem Kapitän Fokke, daß Ihre reichen Verwandten das Passagegeld für Sie nachträglich zahlen würden?" fragte Seefeld.

„Es war eine Nothlüge, welche die Verzweiflung mir erpreßte. Und überdies bin ich gewiß, daß man Ihnen wirklich Alles erstatten wird, wenn Sie nur warten wollen, bis — bis es zu Ende ist."

„Eine sehr ungewisse Aussicht, wie Sie mir zugeben werden, mein Lieber. Aber die Geldfrage ist bei Weitem nicht die wichtigste in unserem Falle. Der Konflikt, in welchen wir da um Ihretwillen mit den Behörden gerathen können, flößt mir ungleich größere Besorgnisse ein. Ich möchte wahrhaftig beinahe wünschen, daß die persönliche Theilnahme, welche ich für Sie und für Ihre Lage empfinde, eine minder lebhafte wäre."

„Aber Sie empfinden doch Theilnahme für mich. O, ich danke Ihnen von Herzen für dieses Wort, und ich schwöre Ihnen, mein Herr, daß ich Ihres Mitleids nicht ganz unwürdig bin, wie schwer ich mich auch gegen göttliche und menschliche Gesetze vergangen habe."

Herr Hugo Seefeld wandte dem Kranken langsam sein weißes Gesicht und seine klaren, ruhig blickenden Augen zu.

„Gerade das ist es, worüber ich vor Allem Gewißheit erlangen möchte," sagte er. „Ich gehöre nicht zu den Leuten, die es lieben, aus müßiger Neugier in fremde Geheimnisse einzudringen, und ich wäre sehr froh, wenn ich auch mit Ihrer Angelegenheit niemals betraut worden wäre. Da dies nun aber ohne mein Zuthun geschehen ist, und da ich mich sogar in Ihrem Interesse einer nicht unbedeutenden Gefahr aussetzen soll, wünschte ich doch, daß Sie mir zunächst Ihr volles Vertrauen schenkten und mir dadurch ein Vertheidigungsmittel wenigstens gegen die Vorwürfe meines Gewissens lieferten."

Der Leidende wandte sein Antlitz ein wenig zur Seite, und wohl zwei Minuten vergingen, ehe er eine Antwort gab.

„Die Umstände geben Ihnen ein Recht darauf, Alles zu erfahren," erwiederte er endlich mit flüsternder Stimme, „aber ich müßte Ihnen eine Leidensgeschichte erzählen, und ich fürchte, daß meine Kräfte dazu heute nicht ausreichen werden."

„Einige Fragen aber werden Sie mir immerhin schon jetzt beantworten können; und ich

brauche wohl kaum zu begründen, warum die rückhaltloseste Aufrichtigkeit dabei in Ihrem eigenen Interesse geboten ist. Sie sind ein Sohn des Rittergutsbesitzers Grafen Westernhagen auf Rambow?"

„Ja, mein Herr."

„Sein einziger Sohn?"

„Ja."

„Und Sie haben keine Geschwister?"

In dem Gesicht des Kranken zuckte es schmerzlich.

„Ich hatte zwei Schwestern, die mich heute allerdings wohl kaum noch als ihren Bruder anerkennen würden."

„Das verwandtschaftliche Verhältniß bleibt doch, wie ich meine, unter allen Umständen bestehen. Würden Sie nicht auch die Güte haben, mir die Namen dieser Schwestern zu nennen?"

Der junge Graf richtete einen erstaunten Blick auf das sanfte Gesicht des Fragenden.

„Sie heißen Edith und Julia, mein Herr."

„Die Komtesse Edith ist also die Aeltere von Beiden."

„Nein, sie ist das jüngste Kind meiner Eltern. Doch wenn es mir gestattet ist, zu fragen —"

Seefeld unterbrach ihn lächelnd. „Ich glaubte, daß Sie zunächst mir das Recht eingeräumt hätten, Herr Graf, und ich sagte Ihnen schon einmal, daß es nicht müßige Neugier ist, welche aus mir spricht. Wann haben Sie Ihre Eltern und Ihre Heimath verlassen?"

„Vor zwei Jahren," klang es mühsam und gepreßt zurück, „es war in demselben Monat, in welchem wir uns jetzt befinden."

„Sie schieden damals nicht in Frieden von Ihren Angehörigen?"

„Wie hätte ich in Frieden von ihnen scheiden können, da ich doch ein Flüchtling war, ein Geächteter, und in ihren Augen ein fluchwürdiger Verbrecher."

„Wir werden über diesen Punkt demnächst ausführlicher sprechen, nicht wahr? Morgen vielleicht oder übermorgen, wenn Sie sich bis dahin ein wenig gekräftigt haben. Nur Eines noch: wußte Ihr Herr Vater um Ihre Flucht?"

Das blasse Gesicht in den groben, buntgestreiften Kissen schien immer schmaler und weißer zu werden. Er hatte die Augen geschlossen, und nur die zuckenden Lippen verriethen, welche Qualen ihm das Verhör bereite.

„Ja, er wußte darum," klang es fast tonlos, „denn ich hatte ihm Alles bekannt."

„Er war Ihnen also vermuthlich auch bei der Entweichung behilflich?"

„Ja."

„Das ist nur natürlich; denn Ihre Bestrafung hätte ihn selbst am härtesten getroffen. Und haben Sie ihm seither niemals ein Lebenszeichen gegeben? Haben Sie nie versucht, sich mit den Ihrigen in Verbindung zu setzen?"

„Nein, denn ich wußte, daß es ein vergebliches Bemühen sein würde. Ich war als ein Unwürdiger aus der Familie ausgestoßen worden, und bei der Schwere meiner Versündigung konnte mir nimmermehr verziehen werden."

„Sie sind demnach für Ihre Angehörigen gänzlich verschollen?"

„Bei dem unstäten Vagabundenleben, das ich drüben führte, nachdem ein unglücklicher Zufall mich meiner Geldmittel beraubt hatte, kann schwerlich jemals eine Kunde von mir zu ihnen gedrungen sein."

Nur noch mit gewaltiger Anstrengung konnte er die Worte hervorbringen; seine Brust hob sich in raschen, ungestümen Athemzügen, und Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Seefeld mochte einsehen, daß ein weiteres Ausforschen heute nicht angebracht sei.

„Sie scheinen angegriffen," sagte er freundlich, „die abgeschmackten Geschichten Ihres biederen Wirthes haben Sie zu sehr mitgenommen. Ich will Sorge tragen, daß Sie in Zukunft wenigstens mit solcher Art von Zerstreuung verschont bleiben."

Der Kranke war zu schwach, um dieser Absicht zu widersprechen; in seinem schmerzenden Haupte wirbelten und verwirrten sich die Gedanken. Auf den Abschiedsgruß des Prokuristen bewegte er wohl die Lippen, aber es wurde doch kein Laut vernehmlich, und leise stöhnend drückte er das Gesicht in das Kissen, als sich hinter dem eleganten Besucher die Thür des Kämmerchens geschlossen hatte.

Hugo Seefeld aber öffnete ohne Bedenken die zweite Thür und betrat das etwas geräumigere Wohnzimmer, wo Frau Malwine mit ihrem wettergebräunten Gatten und zwei rothbäckigen Buben bei dem einfachen Abendimbiß saß.

„Lassen Sie sich nicht stören," sagte der Prokurist, obwohl in der That durchaus kein Anlaß zu dieser Befürchtung vorhanden war, „ich möchte Ihnen nur zwei Worte in Bezug auf Ihren Kranken sagen."

Hinrich Petersen nickte und brummte mit vollem Munde etwas, das man wohl für eine Einladung zum Niedersitzen hätte nehmen können, wenn überhaupt noch ein für diesen Zweck geeignetes Möbel im Zimmer zu erspähen gewesen wäre. Seefeld zog es also vor, die freundliche Aufforderung zu überhören, und fuhr mit seiner sanften Stimme gelassen fort: „In dem erbärmlichen Loche da kann der Patient unmöglich bleiben. Sie werden ihm von morgen an dies Zimmer hier einräumen, nicht wahr?"

Hinrich Petersen hielt in seiner eifrigen Beschäftigung inne und ließ die Faust, welche das große Einschlagmesser hielt, hörbar auf die Tischplatte fallen.

„Mit Verlaub, Herr, das ist doch wohl blos Ihr Spaß! Ein erbärmliches Loch sagen Sie? Und dies Zimmer hier? Ja, wo soll ich denn bleiben und meine Malwine und die Krabben?"

„Hat Ihre Wohnung denn keine weiteren Räume als diese?"

„Allerdings!" beeilte sich Frau Malwine freundlich zu sagen. „Wir haben noch die Küche und eine Bodenkammer; aber die Küche ist dunkel und auf dem Boden liegen die Kartoffeln und die Steinkohlen. Es wird sich wirklich nicht machen lassen, mein bester Herr, wie gerne wir's auch thäten."

„Mit einigem guten Willen läßt sich Alles machen," beharrte Seefeld ruhig. „In der Küche läßt sich eine Lampe anzünden, und die Kartoffeln und Steinkohlen lassen sich im schlimmsten Fall auf die Straße werfen. Das sind keine Hindernisse."

Solcher Zumuthung gegenüber riß Petersen bei all' seiner Gutmüthigkeit denn doch die Geduld.

„Allen schuldigen Respekt, Herr," platzte er heraus, „aber ich glaube — mit Verlaub gesagt — Sie sind verrückt."

Ohne von dieser kränkenden Vermuthung im mindesten Notiz zu nehmen, wandte sich Seefeld mit unerschütterlichem Gleichmuth an Frau Malwine: „Die Umstände und die Kosten, welche daraus erwachsen würden, müßten Ihnen natürlich angemessen vergütet werden. Ich zahle Ihnen für die Pflege und die Beköstigung des Herrn Hagen, die allerdings genau nach den Vorschriften des Arztes erfolgen müßten, täglich zwei Thaler. Sind Sie damit einverstanden?"

Es war, als habe der Prokurist ein Zauberwort gesprochen, durch welches die ganze Familie in den Zustand völliger Bewegungslosigkeit versetzt worden sei. Selbst die beiden Buben, die bis dahin mit vortrefflichem Appetit weitergeschmaust hatten, hielten plötzlich inne, stemmten die Ellenbogen auf den Tisch und starrten offenen Mundes den Fremden wie ein unerhörtes Wunder an.

„Nun?" mahnte Seefeld nach einem längeren Schweigen. „Ist es so schwer, sich auf ein solches Anerbieten zu entscheiden?"

Der Bann war gelöst. Rechts und links rissen Vater und Mutter die beiden Buben von dem Holzstuhl, den sie gemeinsam innegehabt hatten, herunter, um denselben, nachdem Frau Malwine den Sitz mit ihrer Schürze rein gescheuert hatten, dem Fremden darzubieten.

„Habe ich's nicht gleich gesagt, Hinrich, daß heute noch Geld in's Haus kommen würde, als mir vorhin das linke Auge juckte? Zwei Thaler! Ach, du lieber Gott! Ob wir damit einverstanden sind? Natürlich sind wir's! Das kann ich ja mit meinem Schürzennähen in der ganzen Woche nicht verdienen."

Hinrich Petersen verhielt sich zwar schweigend, aber es war ihm doch anzusehen, daß seine Aufregung keine geringere sei, und mit verdoppeltem Eifer begann er an seinem Thonstummel zu saugen, den er auch während des Essens nicht hatte erlöschen lassen.

„Ich werde Ihnen morgen Vormittag einen Arzt senden," fuhr Seefeld fort, „und ich hoffe, daß bis dahin die Umquartierung vor sich gegangen ist. Den Pensionsbetrag zahle ich Ihnen gleich jetzt im Voraus für eine Woche."

Er legte einige Goldstücke auf den Tisch, und nun fühlte sich auch der Seemann gedrängt, dem Wohlthäter etwas Angenehmes zu sagen.

„Was die Pflege anbetrifft, so können Sie ganz ruhig sein, Herr! Es soll dem armen Jungen an nichts fehlen. Und ich werde nicht von seinem Bette weichen, darauf dürfen Sie sich verlassen."

„Gerade das wollte ich noch erwähnen," gab der Prokurist gleichmüthig zurück. „Ich mache es ausdrücklich zur Bedingung, daß Sie sich mit Ihrer abscheulichen Tabakspfeife da und mit Ihren gruseligen Geschichten nicht bei dem Kranken blicken lassen. Er bedarf vor Allem der größten Ruhe und Schonung, und ich werde Sie dafür verantwortlich machen, daß ihm beides zu Theil werde."

Hinrich Petersen kehrte ihm tiefgekränkt den Rücken. Seine Gattin aber, die augenscheinlich keine Empfindlichkeit kannte, wenn es sich um die Möglichkeit handelte, Geld zu verdienen, versicherte dem eleganten Herrn eifrig, daß alle seine Wünsche gewissenhaft erfüllt werden würden, und gab ihm, als er sich dann nach Ertheilung einiger weiterer Verhaltungsmaßregeln empfahl, dienstbeflissen bis an die erste Stufe der steilen Treppe das Geleit. Es war ihr nicht einmal eingefallen, ihn nach seinem Namen zu fragen, und Seefeld hatte mit wohlberechneter Absicht vermieden, ihr denselben zu nennen.

Mit beschleunigten Schritten verließ er die ärmliche Straße, und winkte eine Droschke heran, die ihn nach dem ehrwürdigen Geschäftshause in der Admiralitätsstraße bringen mußte.

„Herr Steensborg ist noch nicht zurück," berichtete ihm seiner Erwartung gemäß das Dienstmädchen, als er an der Wohnungsthür klingelte, „das Fräulein ist allein zu Hause."

Für den Verlobten bedurfte es natürlich keiner besonderen Anmeldung, und Marie, die mit einer Handarbeit in demselben altmodischen Zimmer saß, wo vor wenigen Wochen ihre erste Wiederbegegnung mit Hartwig stattgefunden hatte, sah erschrocken in die Höhe, als Seefeld in seiner leichten, fast geräuschlosen Weise eintrat. Ihre Begrüßung war viel kühler, als es sonst zwischen Brautleuten der Fall zu sein pflegt. Mit einer etwas gezierten Bewegung neigte sich der Prokurist über sie herab und seine Lippen berührten für einen Moment ihre

weiße Stirn. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, der um mehrere Schritte von dem ihrigen entfernt stand, und sagte ohne eine lebhaftere Wärme, als sie seiner Stimme sonst eigen war: „Du wirst entschuldigen, daß ich mich ein wenig verspätet habe, liebe Marie. Eine geschäftliche Angelegenheit hielt mich zurück. Ich hoffe, Du befindest Dich bei guter Gesundheit."

„Ja, und es ist mir lieb, daß Du gekommen bist. Zwischen Hartwig und seinem Vater müssen sich neue Mißhelligkeiten eingestellt haben. Ich habe ihn noch niemals im Ton eines so unversöhnlichen Hasses von seinem Sohne sprechen hören, als es vorhin geschah. Er pflegte seinen Namen sonst kaum zu erwähnen. Etwas Außerordentliches muß sich zugetragen haben, irgend eine neue schwere Anklage muß gegen Hartwig erhoben worden sein, eine Verleumdung wahrscheinlich, da er ja nicht hier ist, sich zu vertheidigen. Ich bitte Dich, Hugo, mich von dieser quälenden Ungewißheit zu befreien."

„Und warum richtest Du diese Bitte an mich? Lag es nicht viel näher, Herrn Jakob Steensborg selbst nach der Ursache seines Unwillens zu fragen?"

„Ich habe es gethan, doch er ist mir die Antwort schuldig geblieben."

„Du wirst nicht erwarten, meine liebe Marie, daß ich unter solchen Umständen redseliger bin, als er. Ich würde seines Vertrauens sehr wenig würdig sein, wenn ich Dinge ausplauderte, die er selber als Geheimniß behandelt."

„Du gibst also zu, die Beweggründe seines plötzlich erwachten Zornes zu kennen?"

„Ich vermag sie wenigstens zu vermuthen, meine Liebe."

„Und kannst Du mir schwören, Hugo, kannst Du mir bei Deiner Ehre versichern, daß Du diesmal keinen Antheil gehabt hast an der neuen Entfremdung zwischen Vater und Sohn?"

Seefeld zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe. „Wie beliebt?" fragte er mehr erstaunt als entrüstet. „Soll ich hier ein Verhör bestehen?"

Sie ließ ihre Handarbeit auf den Fußboden niedergleiten und trat neben seinen Stuhl, ihre schmale Hand auf die Lehne desselben stützend.

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Johann Georg von Sachsen und seine Gemahlin Prinzessin Maria Isabelle, geb. Herzogin von Württemberg.

(Mit 2 Porträts auf Seite 169.)

Am 5. April hat in Stuttgart die Vermählung des fürstlichen Paares stattgefunden, dessen Porträts unsere Leser auf S. 169 finden: des Prinzen Johann Georg von Sachsen und der Prinzessin Maria Isabelle, Herzogin von Württemberg. — Prinz Johann Georg ist der zweite Sohn des Prinzen Georg, Bruders des Königs Albert; seine Mutter war die Prinzessin Maria, eine geborene Infantin von Portugal. Er ist am 10. Juli 1869 zu Dresden geboren, erhielt mit seinem um anderthalb Jahre jüngeren Bruder, dem Prinzen Max, eine ausgezeichnete Erziehung und besuchte auch mit ihm die Hochschulen zu Freiburg i. Br. und Leipzig. Der Prinz, dessen Züge viel Aehnlichkeit mit denen seines Großvaters, des Königs Johann, aufweisen, ist gegenwärtig Rittmeister und Eskadronschef im königlich sächsischen Garde-Reiterregiment und Hauptmann à la suite des Schützen-(Füsilier-)Regiments Prinz Georg Nr. 108, sowie Chef des 8. Infanterieregiments Nr. 107. — Seine Gemahlin, Prinzessin Maria Isabelle, ist geboren am 30. August 1871 zu Ort bei Gmunden als die einzige Tochter des Herzogs Philipp von Württemberg. Dieser lebt als württembergischer Generallieutenant und österreichischer Oberst außer Dienst in Wien; seine Gemahlin ist die am 15. Juli 1845 geborene Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich. Prinzessin Maria Isabelle ist die Schwester des Herzogs Albrecht, des präsumtiven württembergischen Thronfolgers.



Abbazia.

Abbazia.

(Mit Abbildung.)

Der in neuester Zeit so vielgenannte und mehr und mehr „Mode" werdende Kurort Abbazia (sprich: Abbadsia) liegt in der österreichischen Bezirkshauptmannschaft Volosca (Istrien), 4 Kilometer südwestlich der Station Mattuglie-Abbazia der Südbahnlinie St. Peter—Fiume am Quarnerobusen. Unsere obenstehende Abbildung läßt uns zur Genüge die herrliche Lage des Ortes erkennen, der, als Seebad und klimatischer Kurort längst geschätzt, neuerdings besonders auch als Winterkurort mehr und mehr in Aufnahme kommt. Der reiche Fiumaner Kaufherr Ritter v. Scarpa machte zuerst auf die Schönheiten der „österreichischen Riviera" aufmerksam und erbaute 1844 die Villa Angiolina, die während des Aufenthaltes des deutschen Kaiserpaares daselbst für die älteren kaiserlichen Prinzen gemiethet war. Neuerdings hat dann die österreichische Südbahngesellschaft fast den ganzen Ort angekauft, die außer mehreren großartigen Gasthöfen und hübschen Landhäusern auch die Villa Amalia erbaut hat, welche für das deutsche Kaiserpaar selbst mit den jüngeren Kindern reservirt worden war.

Gut getroffen.

(Mit Bild auf Seite 173.)

Die schmucke Bäuerin auf unserem Bilde S. 173 (nach einem Gemälde von J. B. Tuttine) hat sich in der Stadt photographiren lassen und legt nun die Bilder ihrem Vater und ihrem Mann zur Begutachtung vor. Der Alte vergleicht gerade kritisch das Konterfei mit den Zügen seiner ihm gegenübersitzenden und äußerst geschmeichelt lächelnden Tochter und thut offenbar eben den Ausspruch, daß die Annemarie doch sehr gut getroffen sei. Das lachende Gesicht ihres Mannes aber drückt die vollste Zustimmung mit diesem Urtheil und zugleich die Befriedigung aus, der glückliche Besitzer eines solchen Schatzes zu sein.

Der Schwedendoktor.

Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege.

Von **Hermann Hirschfeld.**

1. (Nachdruck verboten.)

An einem Herbstabend des Jahres 1620 saßen mehrere junge Leute in der Uniform der Kornetts des ersten schwedischen Garderegiments zu Stockholm im Quartier eines Kameraden beieinander. Stattliche Jünglinge voll Lebensfrische und Lebenslust in den frischen Gesichtern, bis auf einen, dessen ernstes, gesetztes Wesen von dem der heiteren Gefährten merklich abstach. Jetzt leerte er sein Glas und erhob sich zum Gehen.

„Es ist schon spät," sagte er, „es wird Zeit für mich."

„Oho, Bernhard hat ein Stelldichein!" rief der jüngste, eben aufgenommene der Kameraden, dem die kleine Feier galt.

Der Gastgeber verneinte lachend. „Laß ihn," entgegnete er, „die Neigungen Bernhard's sind besonderer Natur. Während wir dem fröhlichen Gotte Bacchus Altäre bauen, beschwört er den alten Graubart Aeskulap und den Hippokrates."

„Allerdings," versetzte Bernhard Tornquist, „ich zöge am liebsten heute noch den bunten Rock aus und würde Arzt; wäre mein Vater nicht zu früh gestorben, mein Wunsch wäre längst erfüllt, nannte er doch einen berühmten Gelehrten Deutschlands, den Magister Löcher, mit Stolz seinen Freund. Aber seit dem Tode meines Vaters hänge ich ganz von einem reichen, grillenhaften Verwandten ab, der sich in den Kopf gesetzt hat, mich noch als General des schwedischen Reichsheeres zu erblicken. Nur in meinen Mußestunden darf ich heimlich meinen Lieblingsneigungen nachgehen, und selbst diese Augenblicke werden mir oft genug durch Bosheit und hämische Verdächtigungen vergällt."

„Du sprichst von Karl Oleberg," meinte ein anderer der jungen Krieger; „ist denn Einer unter uns, der nicht durch ihn zu leiden hat? Er weiß nur zu gut, daß sich Keiner an ihn



Gut getroffen. Nach einem Gemälde von J. B. Tuttiné (S. 172)

wagt, weil sein Oheim, der Oberst Oleberg, unser Vorgesetzter, ihm jeden Streich nachsieht."

„Ich hoffe, daß unsere Wege sich nie kreuzen mögen," sagte Bernhard. „Und nun gute Nacht, Kameraden."

Nur Lob tönte dem sich Entfernenden nach, denn trotz seines Ernstes war Bernhard Tornquist bei seinen Kameraden allgemein beliebt.

In der hellen Mondnacht eilte der Kornett der eigenen Wohnung zu, als aus einer Seitengasse der Hilferuf einer weiblichen Stimme ertönte. Ein junges Mädchen, das sich von einer untersetzten Mannesgestalt im Militärmantel losgerissen hatte, stürzte ihm entgegen. „Rettet mich vor einem Elenden!" rief sie.

Der Vollmond gestattete Bernhard, die Züge der Bedrängten zu erkennen; sie zeigten Seelenreinheit und höchste Angst zugleich.

„Ich wohne ganz in der Nähe," fuhr sie vor Aufregung kaum verständlich fort, „helft mir, mein Haus zu erreichen —"

Weiter konnte das zitternde Mädchen nicht sprechen, denn schon trat der Verfolger desselben dem jungen Kornett entgegen.

„Holla, Herr Kamerad," lallte er mit schwerer Zunge, „wollt Ihr mir etwa die reizende Kleine abspenstig machen?"

Bei den ersten Worten hatte der Kornett erkannt, wen er vor sich hatte. Karl Oleberg war's, der Neffe des Obersten. Ohne zu antworten, wandte Bernhard sich zu dem jungen Mädchen. „Geht in Frieden Eures Weges," sagte er, „es wird Euch nichts geschehen."

„Zum Teufel," schrie Oleberg, „Du schleichender Duckmäuser! Weißt Du, wen Du vor Dir hast?"

„Einen, der den Rock des Königs trägt, der sich Kavalier nennt und sich dessen bewußt sein sollte," lautete Bernhard's Antwort. „Geht heim, Kornett Oleberg, und morgen werdet Ihr mir danken, daß ich Euch vor einem unrühmlichen Streich bewahrt habe."

„Quacksalber, der Du bist! Schon lange habe ich's Dir zugedacht!" schrie Oleberg. „Und heute will ich's Dir austragen!"

Mit einem Ruck riß der Trunkene den Degen aus der Scheide und drang auf Bernhard ein; dem jungen Manne blieb kaum so viel Zeit, die eigene Waffe zu ziehen, um sich zu vertheidigen. Ein kurzer Kampf nur! Dann drang die Klinge Bernhard's dem Angreifer in die Brust.

Mit einem Schrei stürzte der Getroffene zu Boden. Die Waffe glitt aus Bernhard's Hand.

„Ich habe ihn getödtet!" war sein erster furchtbarer Gedanke, dann aber kam mit ganzer Macht das Bewußtsein der Folgen seiner That über ihn. Er war verloren, wenn man ihn ergriff, denn auf Gerechtigkeit konnte der Gegner Karl Oleberg's bei dessen Oheim nicht rechnen, das wußte er.

Als einige Stunden später die Wache an das in tiefster Ruhe liegende Haus pochte, wo der Kornett Tornquist wohnte, fand sie den Gesuchten nicht vor. Er war und blieb verschwunden.

2.

In jener Periode des dreißigjährigen Krieges, da die schwedische Armee durch Deutschlands Gauen zog, bewohnte die Wittwe eines Wittenberger Professors, Frau Gertrud Hadler, ein Häuschen vor den Thoren Erfurts, das bisher von Kriegsunbill wenig zu leiden gehabt hatte. Selbst jetzt, wo die Stadt von schwedischen Truppen besetzt war, herrschte ziemliche Ordnung. So war auch bisher die Wohnung der Frau Hadler und ihrer hold erblühten einzigen Tochter von Ungemach verschont geblieben; ein wenig mochte zu diesem Umstand die Gegenwart eines schwedischen Armeeinspektors beitragen, der dort sein Quartier gefunden hatte.

Der Befehlshaber der schwedischen Truppen war General Sture Oleberg, ein harter, gewaltthätiger Mann, welcher in einem benachbarten Schlößchen sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Wahl dieses freiliegenden Aufenthaltes war nicht ohne Grund geschehen. Seit Wochen herrschte in der Stadt infolge der Anhäufung von Menschen und Pferden jene Fieberkrankheit, welche die damalige Zeit als „Seuche", die heutige mit dem Namen „Typhus" bezeichnet.

Die beiden Aerzte der Stadt hatten daher neben den Feldärzten vollauf zu thun, vor Allem Doktor Bernhard Löher, der eifrigste in seiner Pflicht, der glücklichste in seinen Kuren. Der junge, etwa dreißigjährige Arzt war seit langer Zeit Hausgenosse der Professorswittwe, mit deren Töchterchen Margaretha er heimlich verlobt war.

An einem Herbstmorgen befand sich die Herrin des Hauses in ernster Unterredung mit einem hageren, bürgerlich gekleideten Manne in den Fünfzigern. Es war Zacharias Wensel, Raths- und Handelsherr der Stadt, der als Jugendbekannter ihres Gatten ihr geschäftlicher Berather und Vermögensverwalter war.

„Ja, lieber Freund," sagte die Hausfrau, eine Matrone von würdigem Aeußern, „mehr und mehr reift der Plan in mir, mein Eigenthum zu verkaufen, ehe der Krieg den Boden völlig entwerthet, und mit meiner Margaretha in der Schweiz ein Asyl zu suchen. Vorher aber möchte ich mein Kind mit Doktor Bernhard Löher verloben."

Die Mittheilung der Wittwe schien Herrn Zacharias auf das Unangenehmste zu berühren.

„Meine würdige Freundin bedarf keines Rathes," entgegnete er, „aber mir scheint, der Doktor ist kein Mann für unser Kind. Sein Ernst, seine Verschlossenheit paßt schlecht zu der Munterkeit des lieben Mädchens. Da ist Euer Gast, der Herr Inspektor Sundström, der sich aus allen Kräften um unseres Gretchens Gunst bewirbt, wahrlich ein anderer Mann; immer guter Dinge, mit großen Aussichten, aus feinem Hause und, liebste Frau Nachbarin, vor Allem kein angenommenes Kind, von dem man nicht weiß, ob es nicht Ursache hat, den Namen seiner Eltern zu verleugnen. Die Register unserer Stadt erweisen, daß ‚Löher' nur der übertragene Name seines Pflegevaters ist, eines Magisters zu Köln, der ihn zum Erben eingesetzt hat."

Frau Hadler fuhr erschreckt zusammen, doch faßte sie sich ebenso rasch.

„Daß Bernhard den Namen seines Pflegevaters trägt, ist mir wohlbekannt," erwiederte sie. „Wüßte ich aber nicht ebensowohl, daß der Name seiner Eltern wie er selber von jedem Makel frei ist, so würde ich ihm niemals meine Tochter anvertrauen."

Der Rathsherr preßte die Lippen zusammen. „Ihr wollt es!" sagte er giftig. Aber sofort in seine gewohnte Weise zurückfallend, rief er: „Doch sieh, da ist ja unser holdes Gretchen!"

Des eintretenden jungen Mädchens sonst nur von zarter Röthe angehauchte Wangen flammten in so ungewohntem Purpur, daß es dem Mutterauge nicht entging. „Was ist Dir geschehen, Kind?" fragte sie besorgt.

Das junge Mädchen bezwang sich. „Nichts, liebe Mutter," erwiederte sie, „ich war im Garten, und Junker Axel, der eben aus der Stadt gekommen ist, gesellte sich zu mir. Er sprach zu mir Worte, welche die Braut Bernhard Löher's nicht hören darf. Beste Mutter, Du siehst, welche Folgen es hat, ein Geheimniß zu bewahren, das eben nur einem Fremdling im Hause unverborgen bleiben konnte."

„Ich verdiene Deinen Vorwurf, liebes Kind," entgegnete Frau Hadler, „und eben in dieser Stunde war ich im Begriff, ihm zu begegnen. Dein Bernhard selber soll es sein, der unserem Gast die Kunde eures von mir gesegneten Herzensbundes bringen wird. Die jungen Herren weilen gerne nach Tische im traulichen Gespräche in unserem Gartenhäuschen, und dort mag Bernhard dem jungen Soldaten die Grenzen bedeuten, in denen er der baldigen Frau Doktor Löher sich zu nahen hat."

Mit stürmischer Freude umarmte Margaretha die geliebte Mutter; Herr Zacharias Wensel aber schickte sich zum Abschied an. Er hatte nicht weit bis zum eigenen Heim und kürzte meist noch den Weg ab, indem er durch den Garten des Hadler'schen Hauses ging, zu dessen Hinterpforte er als jahrelanger Hausfreund und Berather einen Schlüssel besaß.

Kaum hatte er den Garten betreten, als sich der friedliche Ausdruck seines Antlitzes änderte. „Es darf nicht sein!" sagte er halblaut vor sich hin. „Niemand, als höchstens ein gedankenloser Fant, darf seine Nase in Zacharias Wensel's Verwaltung stecken. Dieser Doktor würde die Sache mit seinem gewohnten Ernst und Eifer nehmen, würde prüfen, und ich wäre verloren. Nein, er muß aus dem Wege."

Der Rathsherr war auf seinem Gange bis an jenes kleine, vorhin erwähnte Gartenhäuschen gekommen. Ein plötzlicher Gedanke schoß ihm durch den Sinn. Er entsann sich der Bemerkung der Frau Hadler, daß der Doktor die Gelegenheit wahrnehmen solle, in vertraulicher Stunde nach der Mahlzeit dem heißblütigen Schweden sein Verlöbniß mit der Tochter des Hauses zu offenbaren. Wer konnte wissen, ob nicht hierbei Worte gewechselt wurden, aus denen ein geheimer Zeuge wohl Nutzen ziehen konnte? Die paar Stufen zum Eingang emporsteigend, betrat der Rathsherr das Innere des kleinen Raumes, hob eine breite lose Diele des Fußbodens auf und stieg in den hohlen Raum hinab, der unterhalb des kleinen Baues zur Aufbewahrung von Gartengeräthschaften, Blumentöpfen und ähnlichen Dingen diente. Einem hier verborgenen Zuhörer konnte keine Silbe eines oberhalb geführten Gespräch's entgehen.

— — — — — — — — — —

Eine Stunde nach der Entfernung des Herrn Zacharias Wensel aus der Hadler'schen Wohnung saßen zwei junge Männer im Gartenhause der Besitzerin: Doktor Bernhard Löher und Axel Sundström.

Trotz ihres verschiedenen Wesens und Berufes zog den Gelehrten eine herzliche Neigung zu dem lebensfrohen Soldaten, dessen offenen, redlichen Sinn er unter der leichten Auffassung des Daseins genugsam erkannt hatte.

Auf dem Tische vor den beiden Männern stand eine Schale mit Früchten und eine Flasche Wein. Letztere war fast geleert, als Bernhard in seiner ruhigen Weise die Angelegenheit berührte, die heute erledigt werden sollte.

Die unerwartete Mittheilung schien eine mächtige Wirkung auf den Schweden auszuüben.

„Das dachte ich nicht," sagte er ganz bestürzt. „Ich hielt Euch für zu ernst, zu gelehrt, um Euch um Margarethens Gunst zu bewerben. Ich aber fühle in diesem Augenblick, wie sehr ich das holde Mädchen liebe, und jetzt trifft mich wie ein Keulenschlag die Vernichtung aller meiner Hoffnungen."

Begütigend legte der Doktor seine Hand auf den Arm des Jüngeren. „Tragt mir nicht nach, daß ich unwissentlich zwischen Euch und Eurem Glücke stand, und glaubt mir, Axel Sundström: Margaretha glücklich zu machen soll die Aufgabe meines Lebens sein."

Noch immer kündete das Aeußere des jungen Schweden die heftigste Begegnung. „Ich muß Euch achten, Herr Doktor, mein Herz zieht mich zu Euch und doch herrscht ein Zwiespalt in meiner Seele. Sagt doch, Doktor Löher,

der ihr so zuversichtlich vom Glück Eures künftigen Weibes redet, seid Ihr denn selber glücklich und von düsteren Sorgen frei? Es scheint mir nicht so. Als ich kurz nach dem Abzuge der kaiserlichen Truppen hierher beordert ward, bildeten Mansfeld'sche Soldaten die Besatzung. Erst später kamen meine Landsleute, bis endlich General Oleberg selber seinen Einzug hielt. Ihr waret ja immer ernst und zurückhaltend, und doch theiltet Ihr mehr als eine frohe Stunde mit mir; aber seit dem Eintreffen der Schweden seid Ihr völlig umgewandelt. Mehr als einmal wieset Ihr meine Bitte, Euch mit Offizieren, die Euer Wirken hochschätzen, zusammenzubringen, zurück, ja selbst Euch dem General Oleberg vorstellen zu lassen, lehntet Ihr ab. Ihr müßt Grund haben, schwedische Leute zu meiden, wenn Ihr auch mit mir selber eine Ausnahme macht. Und das, ich will's Euch nicht verhehlen, meinte der Herr Zacharias auch."

„Dieser Zacharias Wensel ist ein hämischer Schleicher," erwiederte Bernhard. „Ich fürchte, unsere würdige Freundin traut diesem Manne mehr, als er verdient. Ihr aber sollt an mir nicht zweifeln."

Und er berichtete dem jüngeren Zuhörer von seiner Stockholmer Jugend, von jenem furchtbaren Abend, an dem Nothwehr ihn gezwungen, das Blut Karl Oleberg's zu vergießen, und wie er die Flucht ergriffen habe, um sich der Rache des Obersten Oleberg zu entziehen. Es war ihm gelungen, Köln und die Wohnung des Magisters Löher zu erreichen; im Hause des väterlichen Freundes fand er eine zweite Heimath und einen neuen Namen.

„Mit ganzem Eifer," fuhr Bernhard fort, „warf ich mich auf das Studium der Heilkunde. Ich konnte noch meinem Pflegevater die Freude bereiten, mich ehrenvoll mit dem Doktorhut geschmückt zu sehen, ehe ich ihm die Augen zudrückte. Wie ich durch spärliche Nachrichten von den Meinen erfuhr, war Oleberg's Neffe trotz schwerer Verwundung mit dem Leben davongekommen, aber das verdorbene Blut des Jünglings hatte die Wunde vergiftet, noch heute fesselt ihn Siechthum an das Haus. Er hatte natürlich meine That nicht mehr als Nothwehr gegen seinen eigenen bübischen Angriff, sondern als eine Art Banditenstreich dargestellt, meine Flucht vergrößerte den Anschein meiner Schuld; Oleberg schwur dem vermeintlichen Mörder furchtbare Rache. Und wenn auch meine Spur erlosch, des zähen Mannes Haß löschte die Zeit nicht aus. Ein Verdacht, der das Ohr des Generals berührt, und ich wäre verloren."

Mit höchstem Antheil hatte der junge Schwede die Mittheilung des Arztes vernommen, jetzt reichte er ihm die Hand. „Verzeiht, wenn ich an Euch zweifelte," sagte er in herzlichem Ton, „Euer Vertrauen ist mir eine Ehre; ich habe Euch stets geachtet, Doktor Löher, ich will versuchen, den Erwählten Margaretha Hadler's auch lieben zu lernen." — — —

Mit raschen Schritten eilte kurz darauf die hagere Gestalt des Herrn Zacharias Wensel dem Schlößchen zu, das der kommandirende General Sture Oleberg zum Hauptquartier gewählt hatte. Es kostete dem Rathsherrn einige Mühe, bis in die Halle des Schlößchens zu gelangen, und zweimal sah Herr Zacharias sein Begehren, dem General sofort gemeldet zu werden, verlacht; erst als der Leibdiener des Generals zufällig des Weges kam, fand der dringende Bittsteller Gehör.

Und Herr Zacharias Wensel berichtete, was er in seinem Versteck im Gartenhäuschen gehört hatte.

3.

Auch an diesem Abend vereinte das Familienzimmer des Hadler'schen Hauses die Frauen mit ihren Hausgenossen. Bernhard hatte sein langes Doktorgewand im Nebenraume abgelegt und mit einem leichten Hauskleide vertauscht, auch Axel Sundström pflegte sich des beengenden Dienstkleides in später Stunde zu entledigen. Das äußere Bild des gewohnten Beisammenseins war da, aber der freundliche Geist, der sonst über jener Stätte geschwebt, fehlte heute, und die Stimmung ward noch befangener, als die Frau vom Hause das Zimmer verließ, um die Zurüstung der Abendtafel zu überwachen. Plötzlich stürzte sie wieder in's Gemach; die würdige Matrone war blaß wie eine Leiche.

„Soldaten besetzen das Haus!" stieß sie fast unverständlich hervor, „der Führer fragte die Magd im Vorhofe nach Doktor Bernhard Löher, ich fürchte das Schlimmste —"

Draußen schallte eine rauhe Kommandostimme, man umzingelte das Haus, um jeden Fluchtversuch abzuschneiden. Kein Blutstropfen war in dem männlichen Antlitz Bernhard's sichtbar, aber auch keine Spur von Furcht. Mit einem Ausdruck, der Axel Sundström wie ein Dolchstich traf, richtete der Arzt den Blick auf seinen Hausgenossen, und tief schmerzlich, wie im Weh herbster Täuschung klang es aus seinem Munde: „Verräther!"

„Nein! So wahr ich lebe, ich bin kein Verräther, und ich will's beweisen!" rief Axel in höchster Aufregung.

Wie in plötzlicher Eingebung stürzte der junge Mann in's Nebenzimmer; im Nu hatte er das Gewand des Arztes, das fast den Boden berührte, übergeworfen und so trat er der auf der Schwelle erscheinenden Hünengestalt eines schwedischen Korporals entgegen. Margaretha aber war zu Bernhard geeilt und hielt des Verlobten Hand so fest, als wolle sie ihn hindern, der Regung zu folgen, die sie in seinen Zügen las.

„Herr Doktor Bernhard Löher," sagte der Korporal barsch, „ich habe Befehl, Euch sofort in's Hauptquartier zu bringen."

In diesem Augenblicke ertönte von der Thür her eine höhnische Stimme. „Aber, lieber Doktor, was geht hier vor? Man will Sie wegschleppen wie einen Verbrecher, Sie, die Krone aller Gelehrten, den Stolz unserer Stadt?" Durch die Soldaten hatte sich die dürre Gestalt des Herrn Zacharias Wensel in das Zimmer gedrängt. „Aber was sehe ich!" rief er wie erstaunt, „es ist nicht unser lieber Freund, es ist der Herr Kommissarius Axel Sundström, den man uns entreißen will?"

„Elender Schwätzer!" Die Wallung färbte das freundliche Antlitz des Schweden purpurn; er sah, daß der Korporal Alles verstanden hatte; aber noch ehe dieser ein Wort zu äußern vermochte, trat Bernhard in fester Haltung zu der Gruppe.

„Ich bin Doktor Bernhard Löher, und folge euch ohne Zaudern. Tröste sie, Bruder!" sagte er, zu Axel gewandt, auf Mutter und Tochter deutend; dann trat er festen Schrittes den Soldaten entgegen. Wenige Augenblicke später rollte das Gefährt, das den Gefangenen in's Hauptquartier führte, seinem Ziel entgegen.

Es war bereits Abends, als der Wagen vor dem Portal des Schlößchens anlangte. Kienfackeln beleuchteten die Halle, durch die der Arzt nach dem oberen Stockwerk geführt wurde. Oben angelangt, trat der Leibdiener den Kommenden entgegen und geleitete den erzwungenen Gast bis zum Gemache des Gebieters, vor dem Eintretenden die schwere Eichenthüre öffnend, hinter ihm schließend. Ruhig hielt Bernhard den Blick Sture Oleberg's aus, der die ganze Fülle unsagbaren Hasses barg.

„Habe ich endlich, endlich" — die Stimme des Kriegsmannes klang rauh und heiser — „den Buben, der meinen armen Karl zum Krüppel machte, ihn um seine Jugend, mich um meine Hoffnung betrog? Jahrelang habe ich dieser Stunde entgegengeharrt, umsonst! Der feige Mörder hatte sich zu gut versteckt. Aber Gott wollte nicht, daß mein Schwur ungelöst bleibe, der ich in seinem Angesichte gelobt, in meiner Rache nicht eher zu rasten, als bis sich das Grab vor mir öffnet. Und nun halte ich Dich!"

„General Sture Oleberg," unbewegt, beinahe feierlich klang die Stimme des Arztes durch das Gemach, „schworet Ihr wirklich so, dann habt Ihr Euch zu eilen, denn am Rande des Grabes steht Ihr!"

Leichenblaß fuhr der General empor: „Was sagt Ihr?"

„Daß Ihr sterben müßt, General Oleberg, dies sagt mir mein Auge," lautete die Antwort des Doktors. „Das Blut rinnt bald träg, bald in siedender Hitze durch Eure Adern, auf Eurem Haupte liegt es wie ein Druck, von jähem, reißendem Schmerz unterbrochen. General Oleberg, laßt Eure Aerzte kommen, in Euch wüthet die böse Seuche; ehe das Stundenglas abgelaufen, liegt Ihr besinnungslos im Fieber!"

Die Augen des alten Kriegers schienen aus ihren Höhlen zu treten. „Nein!" schrie er fast kreischend, „Du lügst, um mich zu schrecken, um Zeit zu gewinnen. Und wenn es wirklich so wäre, so will ich noch vorher den Fuß auf Deinen Nacken setzen; im tiefsten Verließ sollst Du schmachten, bis der Henker, der Galgen — der Gal—"

Ein Taumeln, ein jäher Schrei unterbrach die Worte Oleberg's, die mächtige Gestalt des Kriegsmannes brach zusammen, das Antlitz färbte sich bläulich.

Ohne gerufen zu sein, zeigte sich das angstvolle Gesicht des Leibdieners an der Thür; hastig winkte ihm Bernhard, näher zu kommen. „Der General ist von der Seuche befallen," sagte er im gebietenden Ton des Arztes. „Sofort zu Bett mit ihm, dies Rezept so schnell als möglich zur Apotheke, kaltes Wasser her zu Umschlägen! Schafft Leute, den Kranken in sein Schlafgemach zu tragen."

Pünktlich ward diesen Anordnungen Folge geleistet. Von dem wahren Grunde der Anwesenheit des Arztes hatte ja Niemand eine Ahnung, man schrieb die zwangsweise Herbeischaffung des Doktors der Wirkung des schon wild erregten Blutes Oleberg's zu, der wohl das Herannahen schwerer Krankheit gespürt und sich um jeden Preis des viel begehrten Helfers hatte versichern wollen.

Wenige Minuten später wand der General sich in wüsten Phantasien auf seinem Lager. Sein Todfeind saß neben ihm und kühlte ihm das brennende Haupt.

— — — — — — — — — —

Drei schwere Wochen vergingen; die ganze Zeit hindurch war der treue Arzt nicht vom Lager seines Pflegbefohlenen gewichen, und es gelang seiner Aufopferung wirklich, den bereits dem Tode Verfallenen zu retten.

Ein klarer Spätherbstmorgen war es, als General Sture Oleberg nach langem, stärkendem Schlummer zum ersten Male die Augen mit klarem Bewußtsein öffnete; sie fielen auf die bleichen, überwachten Züge des Mannes, der an seinem Lager saß.

„Ich kenne Euch," sagte der Erwachende leise, „Ihr waret mein guter Engel, als der Tod hinter mir stand; ich spürte Eure linde Hand zu allen Stunden. Mit Kerker und Tod bedrohte ich Euch, und Ihr, ihr hütetet meiner, Ihr entrisset mich dem Tod, anstatt ihm zu helfen!"

„Herr General Oleberg," schlicht aber würdevoll kam es über des Arztes Lippen, „was hat der Arzt Bernhard Löher mit der Sache Bernhard Tornquist's zu schaffen? Wenn der Eine sein Amt an Eurem Lager erfüllt, dann mögt

Ihr unparteilich Gericht berufen über den Andern. — Jetzt aber kein Wort mehr. Ihr braucht Eure Kräfte, wenn Ihr Euren Schwur bald lösen wollt."

„Er ist gelöst! Rache bis an des Grabes Rand schwur ich; Ihr halft mir hinüber," rief Oleberg so laut er vermochte, „und jetzt halt ich Euch — so!"

Mit Aufbietung seiner schwachen Kraft hob der Gerettete beide Arme empor, in tiefster Ergriffenheit beugte der Retter sein Haupt zu der Brust des Todfeindes nieder. —

Es war Bernhard jetzt leicht, den General von dem wahren Hergange an dem verhängnißvollen Abende zu Stockholm zu überzeugen. Als Oleberg endlich wieder völlig hergestellt war, schied er in Frieden von seinem Retter, eine kostbare Gabe für die holde Braut desselben zurücklassend. —

Der wackere Axel Sundström kehrte nach Beendigung des Krieges in sein Heimathland zurück; im Sonnenschein verrann sein Dasein. Alljährlich aber ging ein Freundesgruß hinüber vom Seegestade zum fernen Alpenthal der freien Schweiz, wo in friedlicher Häuslichkeit an der geliebten Gattin Seite im Kreise blühender Kinder, der rüstigen Großmutter Stolz und Glück, Doktor Bernhard Löher weilte, als der berühmte, von weitesten Kreisen als Helfer gepriesene „Schwedendoktor".

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Feldmarschall Wrangel als Dichter. — Aus dem Soldatenleben des alten Wrangel sind eine Menge Anekdoten verbreitet, weniger bekannt aber ist, daß derselbe auch eine poetische Ader hatte. Er gehörte einem Jagdverein an, dessen Revier sich unweit Stettin ausdehnte. Im Jahre 1849 war der alte Haudegen bekanntlich in Schleswig. Während er dort gegen die Dänen stand, waren seine Freunde lustig bei der Jagd; sie schossen einen Achtzehnender und schickten diesen Kapitalhirsch mit dem folgenden Gedicht an Wrangel in's Feld:

„Der Mann, der jetzt mit ernsten Zügen
Sein Theil in die Geschichte schreibt,
Wie ferne steht er dem Vergnügen,
Das munter uns zum Walde treibt!
Doch wird er schlichten Waidmanns Scherzen
Auch jetzt gewiß nicht abhold sein.
Wenn uns're treuen Pommern-Herzen
Den Hirsch ihm, den wir schossen, weih'n."

Wrangel war über diese Aufmerksamkeit sehr erfreut und antwortete seinen Freunden vom „Bahrenbrucher Belauf" ebenfalls poetisch, auch legte er seine und seines Stabes Photographie bei. Sein Gedicht lautet:

„Wenn plötzlich in des Lebens ernste Tage
Sich die Erinn'rung heit'rer Stunden mischt,
Mag in sein Recht der Ernst dann weiter treten,
Es fühlt das Herz sich neu gestählt, erfrischt;
Drum habet Dank, ihr wack'ren Jagdgenossen,
Daß ihr beim edlen Waidwerk mein gedacht.
Wohl habt ihr Recht: jetzt stehet solch' Vergnügen
Mir fern, doch unerreichbar nicht, gebt Acht:
Die Wolken, die ob unserm Haupt sich thürmten,
In Kurzem werden sie getheilet sein,
Und hoch am Himmel wird die Sonne leuchten,
Weithin versenden ihren Strahlenschein.
Wenn ruhig dann die Strahlenkrone glänzet
Im reinen Aether sich kein Lüftchen regt —
Dann woll'n wir wieder in dem Walde schweifen,
Das Waidwerk übend, wie wir sonst gepflegt;
Ihr wißt, stets weil' ich gern in eurer Mitte,
Euch zu besuchen komm' ich heute schon
Mit den Gefährten aus dem Dänenkriege
Vorerst im Bild — doch später in Person.
v. Wrangel."

Merkwürdiger Zufall. — Im Louvre zu Paris befindet sich eine Sammlung verschiedener Gegenstände, welche Napoleon I. gehörten, u. A. auch ein Geographieheft. Die letzten Worte, welche der große Korse als Schüler hineingeschrieben, lauten: „Helena, eine kleine Insel im Atlantischen Ocean!"

[G. W—r.]

Humoristisches.



Ein merkwürdiger Umstand.

Dame: Warum verheirathen Sie sich nicht, Herr v. Spitzberger? Es gibt ja so viele glückliche Ehen.

Lieutenant: Gewiß, meine Gnädige; aber wissen Sie, in den guten Ehen, die ich kenne, da sind die Frauen eben alle schon verheirathet.



Künstlers Klage.

Sonderbar: An Zeit zum Malen fehlt mir's nie, aber an Mahlzeiten nur allzu oft!

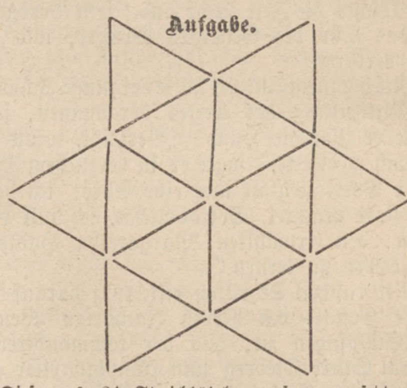
Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 21:

Wenn man aller Welt sein Herz vor die Füße wirft, bückt sich schließlich keiner, es aufzuheben.

Aufgabe.



Diese aus 24 Streichhölzchen zusammengesetzte Figur besteht aus 12 gleichgroßen und gleichgestalteten Dreiecken. Durch Lageveränderung von nur 6 dieser Hölzchen sollen aus diesen 12 Dreiecken ebenfalls 12 unter einander gleichgroße und gleichgestaltete Vierecke gebildet werden.

Auflösung folgt in Nr. 23.

Auflösungen von Nr. 21: des Vorsilben-Räthsels: die Silbe ab (Abscheu, Abbitte, Abreisen, Abmarsch, Ablösung); des Buchstaben-Räthsels: Marie — Arie.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.